



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse  
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

—❖— Liebe. —❖—

Die ganze Welt ist viel zu groß,  
Sie an ein Herz zu fassen;  
Dazu genügt nur Gottes Schoß,  
Dem bleibt es überlassen;

Ein Menschenherz ist viel zu klein,  
Um liebend sich der Welt zu weih'n.  
Du mußt an eine treue Brust  
Insonders hin Dich neigen,

Ihr alle Deine Liebeslust  
Ausschließlich geben eigen;  
Wer so ein Herz am Herzen hält,  
Der liebt in ihm die ganze Welt.

—❖— Glück. —❖—

[Fortsetzung.]

Roman von Eva Gräfin von Sandiffin.

[Nachdruck verboten.]

Ernst schwieg traurig still, er hatte keinen anderen Trost als den, ihr das schwarze Haar zu streicheln und ihr leise, zärtliche Worte ins Ohr zu flüstern. Er bedauerte sie von Herzen, aber helfen konnte er nicht. Mitnehmen, das war

Verschöpfung des Fiesco," sagte er plötzlich lachend, so daß die Kinder ihn verwundert anschauten. Er sah einen Augenblick nachdenklich in das Lampenlicht, dann fügte er mit weicher Stimme hinzu: „Ich glaube, Ihr erfüllt den Willen unserer lieben Verstorbenen

unmöglich und vorläufig gehörte sie auch zum Vater —

„Sitzt Ihr hier schon wieder im Dunkeln und weint?“ unterbrach der Bürgermeister mit harter Stimme ihre Grübeleien. „Ernst, zünde sofort Licht an!“

Ernst that, wie ihm befohlen, aber ein böser Zug trat um seinen Mund: als wenn sie zu ihrem Vergnügen weinten; ihnen wäre es beiden lieber, sie hätten keine Ursache dazu! Ulrike trocknete standhaft die Thränen und ging an den Tisch zu ihrer Arbeit. Des Bürgermeisters Augen flogen forschend von einem zum andern. — „Das scheint mir ja die



Trakehnerhengste. Nach dem Gemälde von H. Lang.  
[Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.]

schlecht, wenn Ihr unnütz eure Tage vertrauert und Euch egoistisch in Euch selbst zurückzieht. Was man thun muß, thue man ganz, niemals mit halbem Herzen — und so lange Ihr beide Pflichten habt, Du gegen die Schule, Ernst, und Ulrike mir gegenüber, so lange fordere ich von Euch, daß Ihr sie nach besten Kräften erfüllt, nicht halb gezwungen und halb gleichgültig.“ Die letzten Worte klangen wieder heftig und in Ernst regte sich sofort der Widerspruch.

„Ich bin mir bewußt, meine Pflichten nach besten Kräften zu erfüllen, außerdem ist es mein eigener Vorteil,

wenn ich zu Osiern das Examen bestehe," sagte er in etwas heftiger Weise.

"Um fortzukommen? Ich wäre Dir sehr dankbar, ich habe keine Lust, Dich noch ein Jahr länger auf der Schulbank zu sehen, Deine Studien werden Unkosten genug verursachen."

Ernst wurde dunkelrot.

"Ich werde Dir nicht mehr Ausgaben verursachen, als absolut nötig sind, schlimm genug, daß Du mir dieses Opfer bringen mußt. Du selbst aber hast mich für die juristische Laufbahn bestimmt."

"Was heißt bestimmt? Dir ist dieser Beruf am vielverheißendsten erschienen, ich habe mich nicht widersetzt. Davon ist ja auch nicht die Rede, ich wollte nur betonen, daß ich nicht mehr zugeben will, wie Ihr Euch in diese Trauer einspinnt. Ulrike soll und muß wieder unter Menschen. Heute abend schon wird der Anfang gemacht, wir sind zu Finkens eingeladen, ich habe für uns zugesagt — bitte, richtet Euch darnach ein."

Er sah absichtlich nicht auf seinen Sohn, dem vor Aufregung das Blut ins Gesicht gestiegen war, noch auf Ulrike, deren Augen sich starr auf ihn richteten.

Zu Finkens? Nur ein oberflächlicher Verkehr hatte zwischen der Familie des Bürgermeisters und der des Amtsrichters stattgefunden. Frau Marie empfand keine große Sympathie für die Nachbarn und die Schwester des Amtsrichters, die ihm den Haushalt führte, war ebenso wie Elise von ihren Verpflichtungen gegen die Gesellschaft der ganzen Stadt zu sehr in Anspruch genommen, um für die bescheidene, anspruchslose Frau Zeit und Interesse übrig zu haben. Der Bürgermeister wußte, daß den Kindern deshalb allerlei Fragen auf den Lippen schwebten: doch er schnitt sie ab, indem er Ulrike im Vorbeigehen auf den Rücken klopfte und noch einmal aufmunternd wiederholte: „Also um acht Uhr fertig sein, Kleine!"

"Was sagst Du nun, Ernst?" fragte Ulrike, als sie von drüben seine Thür gehen und schließen hörten.

„Es geschehen mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als Eure Schulweisheit sich träumen läßt," zitierte Ernst mit Pathos und verbarg seine freudige Ueberraschung indem er schnell hinzuetzte: „Du, dann muß ich noch schnell mein Exerzitium abschreiben, sei nur präzis fertig, damit es keinen Mergel giebt." — Und während er hastig die Treppen emporstieg, überlegte er sich, ob der weiße Schlipps mit den roten Sternchen wohl zu sehr gegen die Trauer verstieße. Aber die Sternchen waren ja so klein — und seine Liebe so groß, so groß! — Ulrike war schon in ein Tuch gehüllt, als einige Minuten vor acht Uhr die Herren zu ihr zurückkehrten. Sie sagte sich voll Stolz, daß beide sehr statilich und schön aussähen und daß sie sich ihrer Begleitung vor den Augen der hochmütigen Elise nicht zu schämen brauche. Die beiden schlanken Gestalten in den dunklen Tuchanzügen, das Haupt gleich hochtragend, in den feinen Zügen trotz der Verschiedenheit des Ausdrucks größte Aehnlichkeit, kamen ihr wie edle Rosse unter Arbeitspferden vor, wenn sie der übrigen Herren der Stadt gedachte. Und so schritt sie gehobenen Sinnes zwischen den beiden über die schmale Straße, welche die Grundstücke von einander trennte.

Die Gäste wurden mit einer gewissen, wohlthuenden Feierlichkeit empfangen. Ein Diener nahm Ulrike die Umhüllung ab und geleitete sie durch zwei hellerleuchtete Räume in einen dritten, von dem her fröhliche Stimmen ertönten. Der Amtsrichter eilte ihnen entgegen, küßte Ulrike die Hand und überbot sich an kleinen Liebenswürdigkeiten, die sie befangen über sich ergehen ließ. Die Damen des Hauses wurden ganz von den Mehns beschlagene, auch ein junger Referendar stand bewegungslos, wie festgenagelt, hinter Elses Stuhl. Ulrike kam sich in ihrer anfänglichen Scheu so einsam vor, daß sie verjuchte, sich ebenfalls in die Unterhaltung zu mischen.

Dabei fand sie doch noch Muße, aufmerksam zu beobachten und sie machte gleich die schmerzliche Entdeckung, daß Elise viel gewandter und sicherer sei als sie selbst. Das lag auch wohl daran, daß Elise der Tante die Hausfrauen Sorgen abgenommen hatte und repräsentierte — die Pflicht erfüllte Ulrike freilich auch; aber würde sie jemals den Mut haben, mit solcher liebenswürdigen Vertraulichkeit zu sagen: „Meine Herrschaften, ich muß Sie bitten, heute abend mit unserem guten Willen vorlieb zu nehmen! Hätten wir eher eine Ahnung davon gehabt, welch einen hohen Gast," sie verbeugte sich lächelnd vor dem Bürgermeister, „wir bei uns sehen würden, ja, ich weiß nicht, was wir dazu alles gekocht hätten! à la fortuna du pot kommen, ist meistens eine gefährliche Sache!"

Sie gab ihrem Vater einen Wink, der sofort Ulrike den Arm reichte, die Tante eröffnete den Reigen mit dem Bürgermeister, in die Statue kam plötzlich Bewegung, Elise hing an ihrem Arm, ehe Ernst es hindern konnte — und etwas herabgestimmt schritt er einsam hinterdrein.

Aber bei Tisch wurde er wieder gesprächig, er wollte sich von diesem „windigen" Referendar nicht ausstehen lassen.

Das kleine Souper war für ein Impromptu wirklich ausgezeichnet, es hatte Ulrike lange nicht so gut geschmeckt und sie erinnerte sich kaum, jemals eine so fröhliche Gesellschaft mitgemacht zu

haben. Elise war allerdings der Mittelpunkt, dem fast alle Aufmerksamkeit galt. Und sie hatte immer eine hübsche, kleine Antwort bereit, bezeugte wenigstens für alles das lebhafteste Interesse und sorgte dabei musterhaft für ihre Gäste. Sie kam Ulrike wie verwandelt vor, viel gereifter und bewußter, als in den Primaner-Abenden, in denen sie das Renommée eines hübschen, kleinen Gänschens hatte und selten den Mund öffnete.

Aber lustig war es hier. Der schöne Kauenthaler zum Tisch hatte gleich alle gesprächig gemacht und Ulrike ertappte sich dabei, daß sie laut über des Amtsrichters Jagdabenteuer lachte und sogar selbst Schulkstreiche erzählte.

Und Elise lachte und hörte zu, wandte sich nach rechts und links, reichte dem Referendar noch einmal die Butter, wies den Diener an, dem Bürgermeister einzuzucken — wofür dieser mit strahlendem Anblick dankte — und hörte nun wieder für einen Augenblick auf Ernst, der ihre Teilnahme für seine Münzsammlung forderte. Aber Ernst kam doch zu kurz, schien es Ulrike — nur einmal bemerkte sie, wie die beiden mit einander anstießen und sich beim Trinken die jungen Augen sekundenlang in einander senkten — dann rief der Bürgermeister Elise ein neckisches Wort zu und sie erwiderte es grazios und unbefangen.

Ja, der Vater! Auch er war hier wie ausgetauscht! Wann hätte er jemals zu Hause so heiter erzählt, so viel gelacht, sich den Damen so beharrlich gewidmet und wirkliche Cavalierskünste gezeigt? Aber Ulrike gönnte ihm die Erholung, nur die Erholung, nur einmal durchzuckte sie schmerzlich der Gedanke: „wenn doch auch Mutter einmal solch einen hübschen Tag erlebt hätte" — aber nicht denken, nicht denken!

Und plötzlich kam der praktischen Ulrike die Ueberlegung: „Wozu ist dies alles? Nur Freundschaft, wirklich nur das Bestreben, uns nach all der Trauer ein paar heitere Stunden zu bereiten, wie der Amtsrichter eben in kurzer, gefühlvoller Rede betonte — oder will am Ende die Tante unsern Vater?" — Ach, sie war thöricht! Der Vater sprach gerade mit dem Referendar und schien alle Tanten der Welt vergessen zu haben. Sie wurde wirklich schwerfällig in ihrer Einsamkeit und schalt sich mißtrauisch gegen alle Welt.

Als man sich endlich trennte, schien es Ulrike, als schwankte sie etwas und als hätten alle erhitzte Gesichter und unruhige Blicke. Wein war doch ein unangenehmes Getränk, wenigstens hinterher! und sie atmete tief auf, als sie in die frische Luft draußen hinaus trat. Ihr war aber noch ebenso fröhlich und sorglos ums Herz und sie beachtete es nicht, daß Vater und Bruder ihr einsilbig antworteten und sich noch kühler als sonst von einander trennten.

Sie begriff auch nicht, daß es von nun an wie eine drohende Wolke zwischen den beiden lag, daß sie gar nicht mehr mit einander redeten und sich vermieden, so weit es ging. Ulrike hatte nur das dumpfe Gefühl, daß etwas Besonderes sich abspiele, aber sie wagte nicht zu fragen, aus Furcht den Bruder zu reizen.

So freute sie sich wirklich, als nach einiger Zeit sie des Nachmittags die Damen des Nachbarhauses besuchten, Elise sie schmeichelnd bat, ihr Gesellschaft leisten zu dürfen, sich mit großer Offenherzigkeit Kaffee und recht schönen Kuchen bestellte und mit einer kleinen Euckerei auf dem Sofa Platz nahm. — Ulrike eilte mit brennenden Wangen hin und her, sandte das Mädchen zum Konditor, holte ein feines Gedeck aus dem Schrank und versuchte, so gut es ging, ihren Tisch mit altem Silber und ein paar Blumen zu schmücken. — Nebenher kam inzwischen Ernst ins Zimmer gestürzt, blieb wie erstarrt vor dem Besuch stehen, machte eine linksige Verbeugung und überließ Elses ausgebreitete Hand.

„Ernst," rief Ulrike, als sie ihn wieder über den Korridor gehen hörte, „bitte, hol doch aus dem Keller eine Flasche Tokajer — ich möchte es so gern hübsch machen."

„So, wirklich?" fragte er höhnisch zurück. „Trinkt nur Cuern Tokajer selbst, ich helfe nicht mit bei dem Spaß."

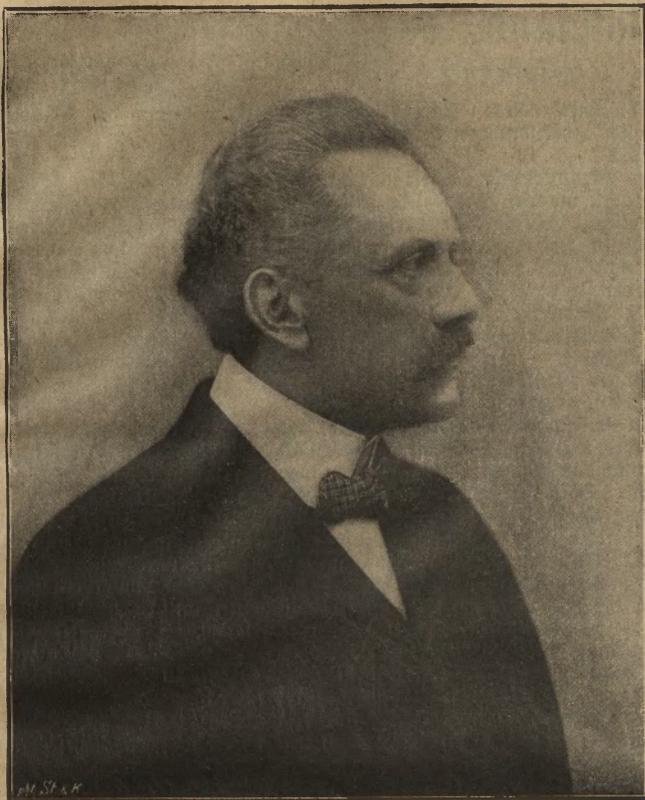
Ulrike war zu sehr in Eile, um seiner Unart zu achten, sie schloß ärgerlich die Thür und holte nachher selbst den Wein, als sie den Vater zu den Damen treten hörte.

„Ach Elise, Du sitzt auf Mutters Platz," rief sie erschrocken, als sie bald darauf ihre Gäste zum Kaffee bitten wollte.

Elise sprang erötend auf, doch der Bürgermeister drückte sie sanft am Arm nieder und sagte mit weicher Stimme: „Das ist ja nur eine Freude für uns, Ulrike; und Fräulein Elses Haar hebt sich wundervoll ab von der roten Lehne. Jugend stellvertretend auf den Plätzen der Alten, das ist ein hübsches Bild!"

Ulrike fühlte, daß ihr Vater wieder gut machen wollte, was sie im Uebereifer verschuldet hatte, ihre Absicht war es nicht Elise zu beleidigen, gewiß nicht, aber die Sofaede war doch nun einmal ein Heiligthum und dieses wird auch von dem geliebtesten Gast entweiht.

Elise sah noch einen Augenblick stumm da, ihre Wangen waren geröthet und ihre Augen sahen an Ulrike vorüber. Dann erhob sie sich und folgte langsam den Voranschreitenden. Der Bürgermeister hatte die Thür für die Damen geöffnet und wie nun Elise als letzte eintrat, beugte er sich zu ihr hinab und sagte leise: „Willkommen, willkommen!" — Sie begegnete seinen flammenden Blicken mit



Paul Graf Wolff-Metternich zur Gracht,  
der neue Botschafter des Deutschen Reichs am englischen Hofe.

stummem Gruß und duldete es, daß er sich dicht an sie heransetzte und ihren Arm streifte, wenn er ihr eine Tasse oder eine Schale reichte. Und plötzlich kam Ernst wieder herein, nahm nach kurzer Begrüßung den Platz an ihrer anderen Seite ein und sah wie tief-sinnig auf seinen Teller nieder, ohne etwas zu genießen.

„Schlecht gelaunt, Ernst?“ fragte der Bürgermeister teilnahms-voll. „Ja, so sind die Kinder,“ wandte er sich an Elise, da er keine Antwort erhielt, entweder überschäumend oder kopfhängerisch! Das nennt man heutzutage: über Wichtigkeiten erhaben sein. Und jede gute Nummer, oder ein verdienter Tadel bringt diese überreichen Gefühlsausbrüche zustande.“

Ernst entgegnete nichts und Elise gestand sich, daß er keine gute Figur mache, wie er so stumm dasaß, den Kopf gesenkt, die Stirn in finstere Falten gezogen. — „Ein zweiter Byron,“ sagte der Bürger-meister ironisch.

„Kinder gehören in die Kinderstube.“

Damit schien er das Thema erschöpft zu haben, denn er nahm keine Notiz mehr von seinem Sohn.

„Wie kindisch be-nimmt Ernst sich,“ dachte Elise, „ich an seiner Stelle würde sofort der Auffor-derung entsprechen und in edlem Zorn das Zimmer ver-lassen, das würde doch Effekt machen. Aber so —! Pri-maner sind doch nur sehr langweilig, im Vergleich zu anderen Herren.“

Und sie dachte einen Augenblick an den jungen Referen-dar. Aber wieviel klüger und witziger, wieviel selbste-wüchter und ge-wandter in Beneh-men und Unterhal-tung war nicht ihr Nachbar, und es

schmeichelte ihr, daß er sich um sie, die soviel Jüngere, bewarb, er, der angesehenste, vornehmste Mann der Stadt. Sie mußte ihm doch sehr gefallen! Sie strahlte über die Bewunderung, die sie erregte und die er ihr unverhohlen bezeugte. Wie schön er aussah! Wie fein die Nase geschnitten war, wie lebhaft seine dunklen Augen blitzten, welche bewundernde Liebenswürdigkeit aus seinen Worten und Geßen sprach. Ihr Blick hing unablässig an ihm, er war ja doch nur ihrem Weg anwesend, das fühlte sie. Ein paar Mal war sie in Verführung, ihm die Hand hinzustrecken, oder ihm sonst zu zeigen, wie sehr auch er ihr gefiele.

Sie lag bequem in ihrem Stuhl, die feine, mittelgroße Gestalt in ein helles Tuchkleid gehüllt, den Kopf mit dem blonden Gelock an die Lehne gepreßt, sodaß sein Gesicht dicht über dem ihren war, wenn er sich zu ihr beugte.

Ulrike und die Tante, waren in ernste, wirtschaftliche Fragen vertieft, über Wäscheinweichen und Kragenplätten. Ulrike hörte mit dem Eifer einer jungen Hausfrau zu und holte sich immer von neuem wißbegierig Rat von der Erfahreneren. Zuletzt erhoben sich die beiden, um die Wirtschaftsräume zu inspizieren.

Ernst blieb sitzen, wie gelähmt. Er hörte kaum, was neben ihm geredet wurde, er faßte den Inhalt der Worte nicht, die an sein Ohr schlugen — es waren nur gleichgiltige Worte, gewiß, aber er sah, sah, ohne sich zu täuschen!

Sie hatten seiner Gegenwart vergessen, er genierte sie nicht mehr. Was wollte er noch hier? Sich lächerlich machen? Wes-halb ging er nicht, er konnte doch nichts ändern, nichts reiten, er der Primaner, das unreife, unmündige Kind, er mußte zuechauen mit gebundenen Händen. In ihm rief es: „Mutter, Mutter, komm — gib es nicht zu —“ und plötzlich wurde ihm klar, daß ihr Name einer anderen gebühren würde, daß sie und ihr Andenken verdrängt werden sollten von — von —

Da erhob er sich und wandte hinaus.

Als Ulrike mit der Tante zurückkehrte, wunderte sie sich über die Stille im Wohnzimmer und wählte es leer. Aber mit einer seltsam veränderten Stimme rief der Vater ihr zu: „Komm nur, wir sitzen noch hier,“ und als sie sich erstaunt umwandte, sah sie, wie Elise sich langsam von ihrem Sitz erhob und zärtlich den Arm zu lösen ver-suchte, der sich um ihre Taille gelegt hatte. — — — — —

In kurzen Worten hatte der Bürgermeister seinen Kindern mit-geteilt, daß er nach dem nahe bevorstehenden Ablauf des Trauer-jahres Elise Finken heiraten würde. Sie wußten es längst und doch wirkte die klar ausgesprochene Tatsache lähmend auf sie.

Sie schwiegen beide, bis der Vater ruhig fragte: „Habt Ihr mir nichts zu sagen, keinen Glückwunsch —?“

„Nein,“ rief Ernst barock und sprang auf.

„Also nicht?“ Eine künstliche Ruhe lag auf des Älteren Gesicht. Ulrike stockte das Herz — was würde geschehen?

Ernst suchte noch immer nach Worten, um den treffenden Ausdruck zu finden für all das, was in ihm gärte. [Fortsetzung folgt.]



Meraner Volksschauspiele: Andreas Hofer wird gefangen nach Meran gebracht.

# Verhungert im Goldland.

Ein Bild aus Alaska von Ludwig Hofmann.

[Nachdruck verboten.]

Soweit das Auge reicht, nichts als Schnee und Eis. Sonst wälzt der Yukon seine reißenden Fluten unter mächtigem Rauschen durch die menschenlose Einöde, aber der Winter, noch stärker als er, hat sie in starres, ruhiges Eis verwandelt. Die spärlichen Weiden, Birken und Pappeln sind fest begraben unter der weißen dichten Schneedecke. Keine Spur von Leben und Farbe viele Meilen in der Runde. Nur fern, unendlich fern am Horizont heben sich dunkel die nebelverhängten Spitzen einiger Berge ab. Alles öde — nur manchmal fliegt ein Schneehuhn mit lautem Flügelsschlag auf oder schleicht ein hungriger Gulo (Viefraß) über die Schneefläche, den buschigen Schwanz zu Boden gesenkt, seine Fährte mit den scharfen Krallen im Schnee abzeichnend.

Und doch — aus den niedrigen Schneehügeln dort am Ufer dringen Laute hervor, Flage-laute aus Menschenbrust. Denn diese Hügel bergen unter der starren starken Schneedecke menschliche Wohnungen, hölzerne Hütten, aus roh zubehauenen Stämmen von Menschenhand errichtet und vom Winter zugebedt und begraben. Mit Mühe haben die Bewohner der beiden Hütten einen engen Kanal im Schnee offen gehalten, der ihnen die notwendige Lebensluft zuführt und ihnen den Aus- und Eingang gestattet. Doch kaum bedürfen sie seiner noch — alle vier hocken sie dicht zusammengebrängt in der größeren Wohnung auf einem Lager von Fellen und mit Fellen zugebedt.

Vier starke Männer in der Blüte des Lebens, der jüngste noch nicht dreißig, der älteste noch nicht fünfzig Jahr alt. Wenn wir sagen, starke Männer, so meinen wir, daß sie ihrem Aeußeren nach solche gewesen sein müssen, denn wir finden sie gebeugt und gebrochen. Ihre Glieder sind schlaff, die Gesichter farblos. In den Augen liegt der düstere Ausdruck unendlicher Qual. Ihre Körper sind zu Schatten abgenüagert. Hunger und Einsamkeit haben ihre Lebenskraft versiechen lassen.

Einer von ihnen, der jüngste, liegt bewegungslos auf seinem Lager, im tiefen Schlafe tödlicher Erschöpfung. Zwei andere verharrten in halb sitzender Stellung lautlos auf ihren Fellen, den Kopf an die Wand gelehnt, die Augen fragend zur ihrem vierten Genossen erhob.n. Dieser, noch kräftiger und mutiger als die anderen, scheint eben von einem Ausgange zurückgekehrt. Das Kinn auf die lange Büchse gestemmt, sitzt er mürrisch auf einer alten Kiste, dem Tisch der Bewohner, und blickt finstler vor sich hin.

Seine Genossen warten einige Zeit, ehe sie ihn befragen. Sie wissen, daß er ihnen keinen Trost bringt, aber sie fürchten die schreckliche Gewißheit. Endlich stammelt einer von ihnen mit kaum vernehmbarer Stimme ein lafonisches: „Nun, Johnson?“

„Nichts.“

Die Antwort ist so kurz und klar, wie die Frage.

Ein leiser Seufzer ertönt von dem Lager, und teilnahmslos lehnt der Frager sich zurück.

„Alles öde und still, wie immer. Seit fünf Tagen, wo es mir gelang, das Schneehuhn zu erlegen, habe ich kein lebendes Geschöpf mehr gesehen. Allerdings kann ich nicht weit gehen, wie ihr wißt — meine Beine tragen mich fast nicht mehr.“

Darauf verstummt er wieder, und niemand fordert einen weiteren Bescheid.

Plötzlich richtet sich der Schläfer mit einem wilden Schrei empor. Die beiden Sitzenden blicken nicht einmal nach ihm hin, nur Johnson wendet ihm einen Blick voll Mitleid zu und murmelt die Worte „Armer Teufel“ in sich hinein.

Der junge Mann sieht ihn an und sagt mit schwacher Stimme: „Johnson, ich habe einen so schönen Traum gehabt.“

Der Angeredete tritt zu ihm, kniet neben ihm nieder, ergreift mit sanftem Griff die weiße Hand.

„Um so schlimmer für Euch, daß Ihr so bald erwachen müßet.“

„Ja, um so schlimmer. Ich wollte, ich wäre überhaupt — — —“

Johnson, es war ein schöner Traum. Ich kehrte zurück, zurück zu ihr. Sie war so schön und lieb wie immer. Wir umarmten uns zärtlich, sie führte mich in ein schönes Zimmer an einen Tisch der herrlichsten Speisen. O, was ich da alles für Speisen sah, Johnson — und Wein war da, Wein, feuriger, goldener Wein!“

„Und habt Ihr von Allem gegessen und getrunken?“

„Ja, lieber Freund — aber das war eben das Sonderbare, daß ich ungeheure Quantitäten in mich hineinschläng und doch nicht satt werden konnte. Im Gegenteil, meine Eier wurde nur immer größer. Ach, es war ein schöner Traum.“ seufzt der Arme und wirft sich erschöpft zurück. Nach einer Weile hebt er von Neuem an.

„Johnson —“

„Ja, Heher?“

„Hört Ihr mich?“

„Ja mein Lieber.“

„Johnson, Ihr seid ein edler Mann — Ihr seid der Stärkste von uns. Ihr allein werdet die Schrecken dieses Winters überleben —“

„Sprecht nicht so, auch Ihr —“

Der Deutsche schüttelt traurig den Kopf.

„Ihr wißt es,“ ruft er im Tone unerschütterlicher Ueberzeugung.

„Was mich betrifft — mein Gott — nicht eine Woche mehr — nicht einen Tag mehr! Ihr werdet leben, Johnson — wollt Ihr mir einen letzten Liebesdienst erweisen?“

„Wenn ich wirklich leben sollte, mit Freuden!“

„Dank Euch. Ihr werdet in meiner Brieftasche die Adresse meiner armen Eltern und meiner Braut finden. Wollt Ihr sie benachrichtigen von meinem Schicksal?“

Phrasen sind hier nicht am Platze. Der rauhe Mann fühlt es und nickt trübe mit dem Kopfe.

„Gut,“ fährt der andere in seiner resignierten, traurigen Weise fort.

„Schreibt ihnen Alles. Schreibt ihnen, wie ich gestorben bin. Und von dem Golde, Johnson, von dem Golde.“

„Alles.“

Der Verhungerte lächelt wehmütig. „Seltsam, seltsam,“ spricht er weiter. „In meinem Vaterlande habe ich oftmals Hunger gelitten, mitten im Ueberfluß. Wenige Schritte von unserer Wohnung gab es Bäden mit Brot, Fleisch und Wein und allen Herrlichkeiten. Und doch hungerten wir. Vater meinte, wir hätten kein Geld, sie zu bezahlen. Und ohne Geld geben die Besitzer sie nicht her. Geld zu verdienen, war von da an mein einziges Streben. Aber Arbeit trägt wenig ein in meinem Vaterlande. Ich konnte meinen Eltern nur wenig geben, und als ich mit der Zeit ein Wesen fand, das mich liebte — und das ich liebte — hatten wir nicht einmal sobiel, um einander anzugehören.“

„Armer, junger Mann.“

„Da kamen die Berichte von den Goldfunden Alaskas. Ich hörte davon, und wußte nicht einmal, wo das Land lag. Erst aus den Zeitungen wurde mir das nähere bekannt. Da zog es mich mächtig in das neue Eldorado. Dort war das Gold, das mir fehlte. Ich konnte es so gut finden wie ein anderer. Ich ermöglichte die Reise unter unsäglichen Opfern. Endlich befand ich mich mitten darin — ich lernte Euch und Adams und Wislinsky kennen. Wir drangen immer tiefer ins Innere vor, den Yukon abwärts. Das Glück war uns hold — wir entdeckten vor einem halben Jahre reiche Goldlager am Yukon. Wir jubelten laut, denn wir waren plötzlich reich. Wie reich, wer vermag es zu sagen. Drüben liegt unser Reichthum am Strom, eine alte Kiste beherbergt den köstlichen Goldschatz. O, wir brauchen nicht Schloß und Riegel, um ihn zu bergen; seit wir hier sind, haben wir noch keinen Menschen gesehen!“

„Noch keinen,“ stimmt ihn Johnson wehmütig bei.

„Kaum hatten wir angefangen zu arbeiten, brach der Winter herein, der Winter, welcher acht Monate lang den Fluß mit Eis bedeckt. Schon während der schönen Jahreszeit lebten wir kümmerlich genug. Aber wir hatten Fische und Mehl und hie und da Wildpret. Wir hatten keine Ahnung von der Länge und den Schrecken dieses Winters, den man uns als verhältnismäßig mild gerühmt. Bald pochte der Hunger an unsere Thür, und auch durch die Kälte litten wir unendlich. Das wenige Holz war bald verbrannt, und von den gefrorenen Bäumen glitt die Art ab wie von Eisen und Stahl. Schreibt Ihnen das alles, Johnson, wollt Ihr?“

„Alles, Heher, alles — doch Ihr strengt Euch zu sehr an —“

„Laßt mich zu Ende reden — bald ist ohnehin alles vorüber. Tageslang hielten uns die Schneestürme in unseren Hütten. An die Sammlung von Vorräten war nicht zu denken. Wir fristeten kaum das elende Leben. Zwar hätten wir rechtzeitig den Platz verlassen können, aber wir wollten nicht — die Jagd hielt uns zurück. Andere konnten uns zuvor kommen, ehe wir wieder zur Stelle waren. Ihr, Johnson, als der Stärkste, versuchtet in der höchsten Not, die nächste Niederlassung zu erreichen — Gott weiß, wie weit sie liegen mag. Unsonst! Zwei volle Wochen blieb Ihr aus — Ihr kehrtet halbtot wieder zu uns zurück . . .“

„Schweigt davon,“ murmelte der Amerikaner finstler.

„Ihr hattet Glück,“ fährt der Sterbende fort, indes seine Stimme immer matter wird. „das Glück, einer Goldwäschergesellschaft zu begegnen, die sich auf dem Marsche nach Circle City befand. Ihr forderte sie auf, uns zu retten. Sie konnten nicht. Ihre Lebensmittel reichten nicht aus für sie selber. Auch ihnen drohte unterwegs Hunger und Verichtung. Ihr botet ihnen Gold, alles, was wir besaßen. Nein, nicht einmal Gold vermochte sie zu locken. Was hilft uns alles Gold, sagten sie, wenn wir sterben müssen —“

„Sie haben recht.“

„Ja, sie haben recht. So schlepten wir uns hin die ganzen langen Monate. Zuletzt sank ich auf das Krankenlager — o, meine arme Albertine!“

Der Unglückliche bedeckte seine Augen mit der Hand und meinte leise. „Wißt Ihr, Johnson,“ lispelte er nach einiger Zeit mit kaum noch vernehmbarer Stimme, „was ich manchmal gedacht, aber nie auszusprechen gewagt habe?“

„Was, armer Freund?“

„Wir hätten — lösen müssen —“

„Lösen?“

„Wer von uns für die Uebrigen — sterben —“

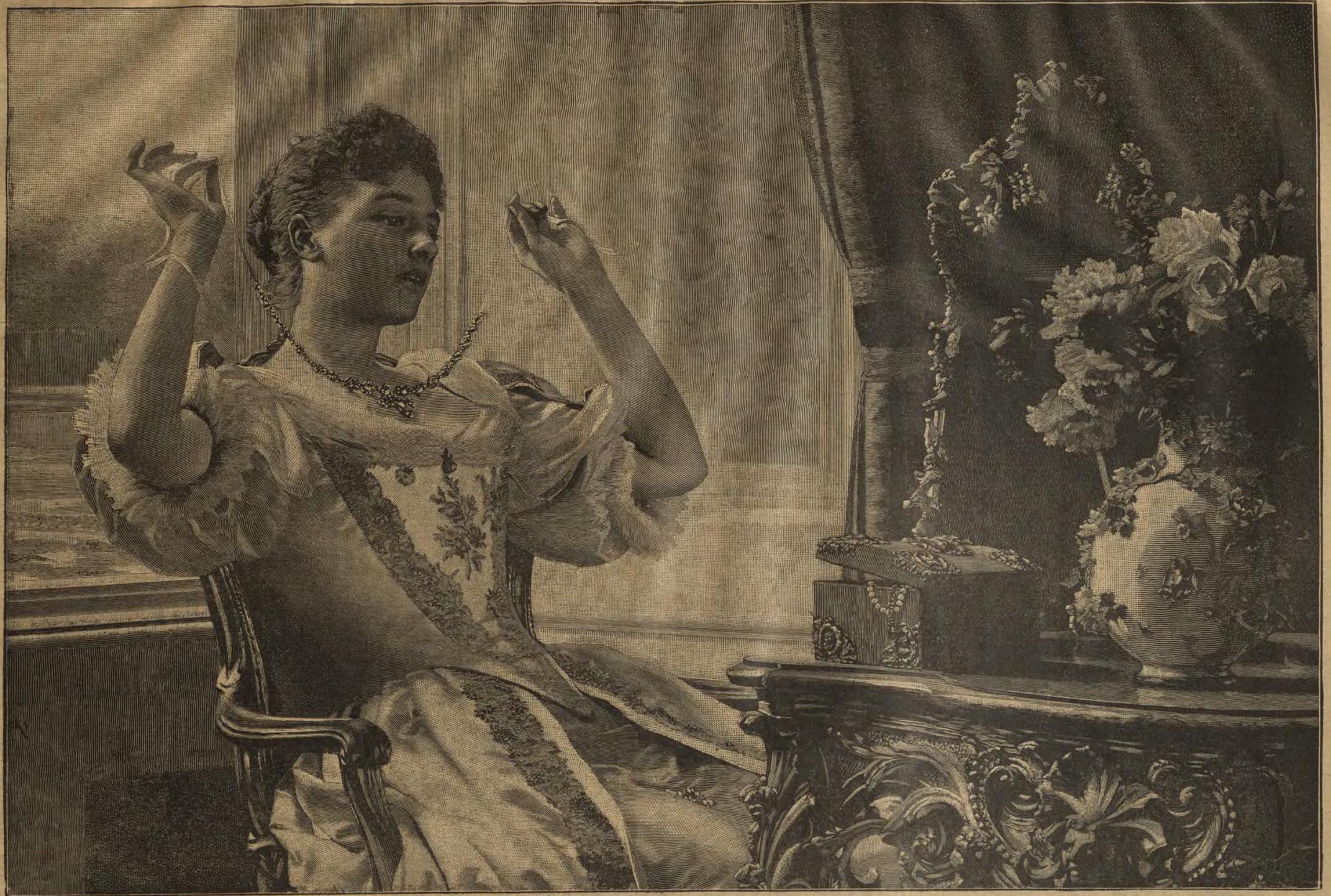
Der Kranke spricht nicht aus, sondern schlief müde die unstät flirrenden Augen. Johnson wendet sich schauernd ab und versinkt in finstleres Grübeln, bis ihn das Flüstern des Sterbenden wieder emporschreckt.

„Grüßt sie, grüßt sie,“ hauchte er im Tone unendlicher Liebe. „Albertine — und meine Eltern. Ich hätte bis zuletzt in inniger Liebe an sie gedacht. . . . Ich danke Euch.“

Danach sinkt er wieder in einen bleiernenden, ohnmachtähnlichen Schlaf, aus dem er nicht wieder erwacht. . . . Seine Gefährten haben nicht mehr die Kraft, ihn zu begraben. Johnson begnügt sich, ihn vor die Hütte hinauszutragen und mit Schnee zu bedecken.

Auch seine beiden anderen Gefährten erliegen endlich ihrem harten Geschick. Wie lange wird er sie überleben? Er weiß es nicht. . . . Noch trennen ihn Wochen vom Frühling, der die starre Schneedecke hinwegschmelzt und das Eis des Stromes zerbricht und hinwegtreibt. Und kaum hundert Schritte von ihm liegt sein Schatz, das Gold, für welches in der Zivilisation alle Herrlichkeiten der Welt feil sind. O, das Gold ist eine Chimäre. . . .

Vor kurzen meldeten die Zeitungen, daß eine Anzahl Goldgräber in dem neuen Goldlande dem arktischen Klima Alaskas und den Entbehrungen, denen der Winter sie aussetzte, erlegen seien. Wenn Johnson jemals zurückkehrt, so wird er erzählen, wie viel Not und Verzweiflung sich hinter dieser trockenen Notiz verbirgt. Verhungert im Goldlande. . . .



Das Brautgeschenk. Von W. von Czachorski.

[Photogr. u. Verl. der Photographischen Union in München.]

# Der rätselhafte Herr.

(Fortsetzung.)

Komischer Roman von Heinrich See.

(Nachdruck verboten.)

Marie erklärte bedauernd, der Fleck ginge mit Benzin nicht heraus. Es müsse wohl ein Oblei- oder Weinfleck sein, und andere Mittel als Benzin hätten sie augenblicklich nicht da. Das Einzige wäre wohl, den Rock zum chemisch Reinigen zu geben. — Vorchon war in Verzweiflung. Sie wollte weinen, bedachte aber, mit welchen Augen sie dann in das Speisezimmer kommen würde und sagte deshalb nur wieder: „Alles kommt nur von der Keiserei.“

„In Fulda bekommst Du doch keinen,“ sagte die Stabsärztin, als erhöbe sie damit gegen Vorchon einen Vorwurf.

Sie meinte den Gatten, der Vorchon immer noch fehlte und um dessentwillen beide Damen jetzt wieder auf Reisen waren.

Das Resultat war, daß Vorchon nun doch wieder die blaue Bluse und den schwarzen Rock anzog.

„Hast Du erfahren, wer der Herr gewesen ist?“ fragte die Stabsärztin.

„Welcher Herr denn?“ gab Vorchon zurück.

„Nun, der von gestern, der den Handschuh aufgehoben hat.“

Vorchon erröthete leicht.

„Wie sollte ich denn aber dazu kommen, Muttschen.“

„Er wohnt im Schloßhotel. Er ist dann dort hinein gegangen.“

Das Schloßhotel scheint das feinste zu sein.“

„Was geht das denn uns an, Muttschen?“ sagte Vorchon fast bittend.

„Wieso?“ entgegnete die Stabsärztin.

„Es ist doch aber wahr,“ meinte Vorchon ärgerlich, als kämpfte sie mit was.

„Verheiratet war er doch nicht. Er hat doch keinen Trauring gehabt,“ fuhr die Stabsärztin unbeirrt fort.

Vorchon schwieg.

„Bist Du jetzt fertig?“ fragte Vorchons Mutter, „unten werden sie schon auf uns warten.“

Vorchon vertauschte nur noch die Granatbroche, die sie schon auf die rosa Bluse angesteckt hatte, mit einer anderen von Türkisen. Granaten auf Blau machten sie alt.

„Ich schon,“ sagte Vorchon, „hast Du auch alles, Muttschen?“

Zu Vorchons Plagen gehörte es auch, daß sie auf ihre Mutter in vielfacher Beziehung Achtung geben mußte. Muttschen brachte sie zuweilen vor den Leuten in eine peinliche Verlegenheit.

Die Frau Stabsarzt packte ihr Hörrohr zusammen. „Zusammen“, sagen wir, denn es war, wie bereits angedeutet, ein kompliziertes Instrument. Das Zentrum bildete ein kleiner schwarzer Kasten, von dem eine Röhre ausging, die für das Rohr der Siquentimerin bestimmt war. Dann liefen noch sechs andere dünne Röhren von dem Kasten aus, bestimmt für die Leute, die ihr etwas zu sagen hatten. Befand sich die Stabsärztin in einer intimen Gesellschaft, zum Beispiel, wenn sie in Fulda Nachmittagskaffees gab, so stellte sie den Kasten auf den Tisch, an dem sie saß, und jede der Damen sprach dann, damit ihr von der allgemeinen Unterhaltung nichts entging, in eine der sechs Röhren hinein. Die geselligen Gelegenheiten, an denen in dieser Weise die Stabsärztin teilnahm, gestalteten sich deshalb, dem sinnreichen Apparate zum Trost, etwas umständlich. Anders sah derselbe aus, wenn sich die Stabsärztin mit ihm an die Öffentlichkeit begab. Die sechs Röhren verkrochen sich dann in den Kasten und nur die siebente blieb übrig, die dann unter dem Einfluß eines Mechanismus wie jedes gewöhnliche Hörrohr gehandhabt wurde. Der ganze Apparat gehört zu Vorchons Leidensstationen, aber die Stabsärztin hätte sich von ihm um keine Macht der Erde losgesagt. „Es giebt keinen Mann, der eine Schwiegermutter mit einem solchen Hörrohr möchte,“ dachte sich Vorchon.

„Ich habe alles,“ sagte Vorchons Mutter.

Die Damen gingen.

Auf dem ersten Treppenabsatz blieb die Stabsärztin, nach ihrem Kleid fühlend, stehen.

„Nun hab ich noch mein Taschentuch vergessen,“ sagte sie.

„Das wußt ich doch, Muttschen,“ antwortete Vorchon, „ich werd's Dir holen. Wo liegt es denn?“

„Wenn ich das bloß wüßte,“ sagte die Stabsärztin.

„Ich werd Dir ein frisches holen.“

Dann traten endlich beide Damen in den Speisesaal und sie nahmen an dem großen Mittelstisch, wo auch die anderen Gäste speisten, Platz.

Ziefenitz stürzte auf sie zu. Er erkundigte sich, wie den Damen die Morgenpromenade bekommen sei und war sehr erfreut, als Vorchon ihre Zufriedenheit äußerte. Dann prüfte sie die Speisefarte und bestellte zwei Suppen.

Am oberen Ende des Tisches wurde eine laute Unterhaltung geführt. Sie betraf das Schloßhotel, und Vorchons Aufmerksamkeit wurde reger. Jemand erzählte, im ganzen Schloßhotel logiere nur ein einziger Gast, ein Herr aus Berlin, und Mohnwinkel fiel

darauf ein, auch dieser Gast sei heute Morgen ausgezogen, so daß das Schloßhotel nun völlig leer stände.

Vorchon wußte nicht, aus welchem Grunde sie diese Nachricht etwas interessierte.

Mohnwinkel fügte hinzu, daß der Herr aus dem Schloßhotel nicht etwa abgereist sei, sondern nur, wahrscheinlich, weil er sich als einziger Gast im Schloßhotel zu sehr gelangweilt habe, nach dem Adler übergesiedelt sei.

Vorchon wußte wieder nicht, aus welchem Grunde ihr auch diese zweite Nachricht eine gewisse Anteilnahme abgewann.

Marie brachte die Suppen.

Damen fragte Ziefenitz nicht, ob sie etwas zu trinken wünschten.

Vorchon setzte eben die Böffel an die Lippen, als sie ein plötzliches Entsetzen überkam.

Die Stabsärztin hatte vergessen, als sie sich den Haarkamm einsteckte, den falschen Zopf, den sie sonst immer trug, anzuhaken. Sie trug ihn, um ihr spärliches Haar dadurch ansehnlicher erscheinen zu lassen und er gab diesem an ihrem Hinterkopfe in der That eine stattliche Fülle. Solche Fülle nannte man in Fulda „Dutt“. Noch am Vormittage hatte sie unter den Leuten mit dem Zopfe geprunkt. Nun war an seiner Stelle nur eine kümmerliche bewachsene Fläche zu sehen. Die Stabsärztin sah an dieser Stelle seltsam verändert aus.

Vorchon gerann das Blut.

Sie konnte ihrer Mutter aber nichts sagen, sie hätte das Hörrohr zu diesem Zweck benutzen müssen und das genierte sie.

3.

Es war ein schöner später Nachmittag. Auf der Kurpromenade spielte die Badkapelle. Dennoch war der lange Platz fast gänzlich leer. Ein großer Teil der Kurgäste spazierte noch in den Wäldern herum oder lag dort in romantischen Hängematten. In den Gärten wurde Croquet gespielt und einige Herren saßen im großen kühlen Kurfaal beim Skat. Es war heiß, auf den ausgepannten Jalousien der Verkaufskolonaden lag grell die Sonne und die in Viebenau vorhandenen Hunde trotteten auf den feuchten Wiesenwegen japselnd und mit lang herausgestreckter Zunge herum. Die Brunnen sprudelten nur matt und träge. Stumpfsinnig, mit gesenkten Köpfen und mit den Augen blinzelnd, standen auf dem Bahnhof die Pferde vor den Wagen und waren nicht müde, mit dem Schweife die Fliegen von ihrem Hinterteil zu jagen.

Ein einziger Mensch spazierte auf der Promenade herum.

Es war Hannefried.

Wäre die Promenade belebt gewesen, er hätte sich nicht auf sie hinausgewagt.

Er ging noch immer in seinem schlechten Anzug. Sein Koffer mit dem guten war noch nicht angekommen. Er hatte bereits mehrere fulminante Postkarten an den Spediteur geschickt, worauf er von demselben aber nur zur Antwort erhielt, daß der Koffer als gewöhnliches Stückgut vor Ablauf von acht Tagen nicht eintreffen könne. Zwar hatte ihm der Spediteur bei der Aufgabe ausdrücklich empfohlen, den Koffer als Eilgut gehen zu lassen. Hannefried wollte aber die höheren Kosten vermeiden und er dachte leichtsinnig bei sich, die Sache würde auch schon so in Ordnung gehen. Nun saß er da. Er war im höchsten Maße unlustig.

Abichtlich hielt er sich von allen Bekanntschaften fern — noch immer.

Nur einer von den Gästen im Adler schien, was seine — Hannefrieds — Abgeschiedenheit betraf, ihm darin gleichen zu wollen. Das war der „Berliner“, wie er im Adler genannt wurde. Seinen Sitz bei der Table d'hôte hatte er an dem der souveränen Ecke entgegengesetzten Ende eingenommen. Er sprach niemals ein unndtliches Wort, nur mit dem Adlerwirt und dem Dienstpersonal tauschte er in seiner kurzangebundenen, einsilbigen Weise die notwendigsten Bemerkungen aus. Allen Annäherungen schien er auf das gestifftlichste aus dem Wege zu gehen. Seine Spaziergänge machte er, wie auch vorläufig Hannefried, allein. Ein solcher Berliner war in Viebenau noch nicht gesehen worden. Es war unter solchen Umständen wohl erklärlich, wenn die Stammgäste im Adler sich mit seiner Person bereits zu beschäftigen begonnen.

Die Kapelle spielte, als Hannefried die Promenade betrat, einen Straußschen Walzer.

Alle elf Rünftler arbeiteten für Hannefried allein. Sie hatten feierliche schwarze Röcke an und Zylinderhüte auf. Der Kapellmeister spielte, wenn schwierige Passagen kamen, die erste Violine mit und dirigierte mit dem Bogen. Sämtliche Zylinderhüte mit Ausnahme von einem einzigen sahen aus, als wäre ihr eigentlicher Zweck der, zur Dekorierung von Begräbnissen zu dienen. Die Ausnahme saß auf dem Kopf des Cellospielers. Dieser junge Mann unterschied sich merklich von den übrigen Herren. Er sah elegant und selbstbewußt aus und hatte schönes gelocktes Rünftlerhaar. Er spielte

häufige Solos und die Damen hörten diese ganz besonders gern. Sie hatten für diesen Künstler eine Vorliebe.

Hannefried spazierte am Orchester vorbei.

Am oberen Ende der Promenade saß auf einer Bank ein einfacher, und sehr dünner Herr.

Beim Anblick dieses milden Mannes fühlte auch Hannefried sich müde. Er ging auf die Bank zu.

„Sie gestatten,“ sagte er, den Hut lüftend, und ließ sich neben dem Herrn nieder.

Seine Gedanken beschäftigten sich mit den beiden jungen Damen, die ihm an der Table d'hôte am ersten Tage und dann auch noch ein zweites Mal gegenüber gesessen hatten.

Seine Gedanken wurden plötzlich unterbrochen. Die Stimme des Herrn neben ihm wurde vernehmbar.

„Wähten Sie wohl so gut sein,“ sagte dieser, indem er ihm ein Gummitaschen vor das Gesicht hielt — „und mir etwas Lust einblasen?“

„Wie komme ich denn dazu,“ erwiderte Hannefried entrüstet.

„Ich habe keine Buxte,“ sagte Bauchwitz.

„Das ist mir doch ganz egal,“ versetzte Hannefried noch strenger.

„Wenn Sie nicht wollen, brauchen Sie ja nicht,“ antwortete Bauchwitz und schob das Taschen wieder unter seinen Sitz.

Hannefried stand auf.

Sein Nachbar sagte ihm nicht zu.

Er schlenderte weiter.

Um dieselbe Zeit war auch Schlauch auf dem Wege zum Kursaal begriffen. Er hatte sich mit Doktor Pulvermann und dem Postirrat im Kursaal zu einem Skat verabredet.

Schlauch ging, in tiefes Nachdenken versunken, auf seinem Waldpfade dahin.

Er dachte darüber nach, ob sein erwartetes Entelkind ein Knabe oder ein Mädchen werden würde und malte sich seine Rolle als Großvater aus.

Plötzlich fuhr er zusammen.

Er kam eben an der Sonne vorbei.

In der Thür stand Zieseniß.

Schlauch war bisher nur ein einziges Mal in der Sonne gewesen und er hatte bei dieser Gelegenheit auch nur ein einziges Glas Bier getrunken. Seit dieser Stunde begrüßten ihn Ziesenißens, wo sie seiner ansichtig wurden, zuvorkommendst und mit großer Freundlichkeit. Schlauch war als einfacher Selterwasserfabrikant eine solche Reverenz von den Menschen nicht gewöhnt. Auch ihn genierte es, so vieler Freundlichkeit nur mit einem Glase Bier begegnet zu sein. Die Ziesenißens kamen ihm wie Gläubiger vor. So vermied er es nach Kräften, die Sonne zu passieren und nur seine Zersireutheit hatte ihn vorbeigeführt.

„Guten Nachmittag, Herr Schlauch,“ rief Zieseniß liebenswürdig über den Zaun.

Es war merkwürdig, wie schnell Zieseniß die Namen der Herrschaften erfuhr, die einmal bei ihm Einsprache gehalten hatten.

Schlauch zog aufs tiefste seinen Hut, sagte ebenso freundlich „Guten Tag, Herr Zieseniß“ und ging eilig weiter.

Als er auf den Kursaal einbog, bog um dieselbe Ecke, ihm entgegen, auch Hannefried ein.

„Mahlzeit,“ rief ihm Schlauch freundschaftlich entgegen.

Hannefried war ein unbetitelter Mann wie Schlauch selbst. Das war ein Grund, weshalb sich Schlauch zu Hannefried sympathisch hingezogen fühlte.

Die Promenade begann sich zu füllen.

Auch die Musik hatte schon von neuem begonnen. Aus dem Orchesterkörper rang sich immer deutlicher und deutlicher das Cello heraus. Es war ein Cellosolo.

Bereits kamen einige Damen auf die Kapelle zugeströmt.

Der Cellist achtete nicht auf sie. Er achtete auch auf sonst niemand.

Er spielte seine Cantilene mit einem festen kräftigen Strich und saß da, als wäre er mit seinem Instrument gänzlich allein auf der Welt und als wären selbst der Kapellmeister und seine Mitspieler, die ihn begleiteten, nur wesenslose Schatten. Wer ihn so ansah, konnte sich kaum vorstellen, daß der Künstler auch trivialere Dinge manchmal verrichtete, und daß sein Zylinderhut auch nur aus einem gewöhnlichen Hutladen wie andere Zylinderhüte stammte.

Hannefried dachte an seinen Anzug. Er wollte sich von Schlauch empfehlen.

„Dort kommt die Frau Königsberger,“ sagte Schlauch.

Im blauen Seidenkleide, die Bonnet mit den Kindern hinter sich und einem gelben modernen Romanbunde in der Hand rauschte majestätisch wie ein Schwan Frau Königsberger heran. Sie sah nicht rechts, sie sah nicht links, aber sie merkte es, wenn man sie grüßte.

Schlauch zog wieder seinen Hut.

Hannefried folgte notgedrungen dem Beispiel.

Frau Königsberger nickte stumm und ernst und sah, weiter rauschend, wieder gerade aus.

„Eine festsche Frau ist es,“ schmunzelte Schlauch, als würde ihm was Gutes auf den Keller gesetzt.

„Adieu,“ wiederholte Hannefried zum drittenmal.

„Die Damen auch ein bißchen da?“ rief Schlauch galant in diesem Augenblick, abermals seinen Hut vom Kopfe ziehend, nach der Richtung, der Hannefried den Rücken lehrte.

Hannefried wandte sich um.

Der Herzschlag stockte ihm. Er wünschte sich mit seinem Anzug sofort auf einem Zaubermantel nach Chemnitz zurück.

Es waren die beiden jungen Damen, denen er gegenüber an der Table d'hôte gesessen hatte.

„Herr Hannefried — Fräulein Wolfert, Fräulein Koch,“ fuhr Schlauch fort, die Herrschaften festhaltend und emander vorstellend.

Beide junge Damen nickten kurz und vornehm, wie es junge Damen häufig thun, wenn sie fürchten, sie könnten einem Herrn gegenüber etwas von ihrer Kostbarkeit und Würde vergeben.

„Bißchen zum Konzert die Damen?“ begann Schlauch die Konversation.

„Ja,“ sagte die kleinere, zierlichere, gesprächigere, brünette.

Das war Fräulein Wolfert. Sie war siebzehnjährig, die andere, größere, vollere und blonde schwieg, indem sich ihre Freundin an sie schmiegte. Das war Fräulein Koch. Sie war eine Gutsbesitzers-tochter und schon ihre außerordentlich gesunden Wangen verrieten ihre agrarische Abkunft.

Es stellte sich heraus, daß die Gutsbesitzerfamilien wieder eine Besorgung in Liebenau zu machen hatten und daß die jungen Damen ihre Patronin nachher zur Heimreise vom Kursaal abholen sollten.

[Fortsetzung folgt.]

## ✻ Allerlei. ✻

**Das Skelett von Sen Neht**, einem altägyptischen König aus der dritten Dynastie, welcher ungefähr im Jahre 4000 vor Christus regierte, wurde zusammen mit Töpfergefäßen im vergangenen Jahre bei Girgeh entdeckt. Ch. S. Myers giebt in der Zeitschrift „Man“ eine kurze Schilderung dieses ältesten bisher bekannt gewordenen ägyptischen Königs-Skeletts, woraus hervorgeht, daß es sich um einen ungewöhnlich großen Mann von 1870 Millimeter Höhe handelt, während die Durchschnittsgröße der Altägypter nur 1670 Millimeter beträgt. Die langen Knochen zeigen einen negroiden Charakter, wie er an den Skeletten der vorgeschichtlich-ägyptischen Zeit und in den folgenden Perioden des frühesten Reiches häufig beobachtet wird. Der kräftige und geräumige, sehr breite Schädel ist beinahe brachykephal. Schon Manetho und Erodotos berichten von einem riesigen ägyptischen Könige, allerdings mit versch edenen Namen. Anthropologisch von Interesse ist, was sich an diesen Fund anschließt. Nach den Messungen von Randall-Mac Iver drang nämlich zur späteren prähistorischen Zeit ein Volk mit breitem Schädel und langer Nase unter die langschädige Bevölkerung von This ein und bildete die herrschende Klasse der ersten Dynastien; diese Eindringlinge sollen nach der Tradition Memphis gegründet haben, wo sie sich zu hoher Kultur entwickelten. Bis zur Zeit des Sen Neht wurden die breitköpfigen Könige, welche als Thiniten bezeichnet wurden, bei This begraben; als aber Memphis This verdunkelte, wurden die folgenden Könige in den Pyramiden von Sakkara, Gizeh und Abu Sir beigesetzt. Mumienähnlich stammten die Breitköpfer aus Asien.

**Uberglauben am Kongo.** Aus dem Tagebuche des Belgiers Albert Courboin, Vorstehers der Station N'Longo (Französisch-Kongo) entnehmen wir folgendes: 28. August 1901. Heute großes Leichensfest wegen des Todes der Lieblingsfrau des Häuptlings Lusambo. Die ganze Nacht Singen, Tanzen und Weinen. Bei Tage dauert das Getöse fort; dabei reiche Palmweingelage. Die Tote wird zur Fundu-Ceremonie geschmückt. Man

legt ihr Messinggeschmeide in Form von Armbändern an, schminkt ihr das Gesicht und legt ihr Brust und Leib bloß. Der Gango, ein Zauberer, schlitzt diese Teile mit einem für den Brauch bestimmten Messer auf, durchstößt das Innere der Leiche und befragt die Eingeweide. Aber der Fundu (Geist) ist schlecht, ein Beweis, daß auch die Empfindungen der Verstorbenen schlecht waren und eine Fortsetzung der Ebrungen Unheil bringen würde. Alles Tanzen und Singen wird daher eingestellt, und man spricht von der Favoritin des Häuptlings nur noch mit Verachtung. — 30. August 1901. Durch einen ganz besonderen Zufall ist mein Einfluß auf die Bewohner, die mich Ganga-Bouka (Zauberer) nennen, ganz beträchtlich gestiegen. Häuptling Lusambo hatte mir den Tod seines Lieblingsweibes angekündigt und mich zu dessen Totenfeier eingeladen. Da ich aber Arbeiten beaufsichtigen mußte, war ich fortgeblieben und gedachte heute hinzugehen. Uebrigens hatte ich einige Geschenke (Pulver und Kapseln) geschickt. Als dann der Fundu für schlecht erklärt wurde, meinten die Eingeborenen, ich hätte in meiner Eigenschaft als Zauberer dies schon vorher gewußt und daher nicht kommen wollen. Mein Capita bestätigte diese Auslegung, schmückte sie noch kräftig aus, und so verbreitete sich das Gerücht durch die ganze Gegend.“

## ✻ Unsere Bilder. ✻

**Das Brautgeschenk.** Immer wieder nimmt die junge Braut das prächtige Halsband, das Brautgeschenk des Liebsten, aus dem silberbeschlagenen Maferschrein. So viel herrliche Zierden in Gold und Juwelen auch das Schmuckkästchen enthält, keine ist ihr so lieb und teuer wie ihr Brautgeschmeide. Lieblosend gleiten ihre Finger darüber hin, während sie es um ihren Hals legt, der mit dem matschimmernden Weiß der Perlen wetteifert. Wie viel zärtliche Wünsche und Gedanken wohl ihr Herz bewegen? Die blauen Rosen vor ihr hauchen berauschten Duft durch den traulichen Raum und wiegen die junge Braut in selige Träume ein — Träume von einer glücklichen Zukunft.

**Der neue Botschafter des Deutschen Reichs am englischen Hofe.** An Stelle des infolge von Krankheit von seinem Dienst zurückgetretenen und am 22. November verstorbenen Grafen von Hatfeldt-Wildenburg, der noch aus der Bismarck-Zeit des Auswärtigen Amtes stammt, ist der bisherige außerordentliche preussische Gesandte und bevollmächtigte Minister bei den mecklenburgischen Höfen und den Hansestädten in Hamburg, Graf Paul Wolff-Metternich zur Gracht, zum deutschen Botschafter in London ernannt worden. Seine Berufung auf diesen schwierigen Posten ist wohl in erster Linie deshalb erfolgt, weil er mit den einschlägigen Verhältnissen genau vertraut ist. Er war im Jahre 1885 zweiter, im Jahre 1890 erster Botschaftssekretär in London und mußte seinen Chef wegen der Krankheit desselben verschiedene Male auf längere Zeit vertreten. So hatte er Gelegenheit, sich während seiner Londoner Dienstzeit die Symgathien maßgebender englischer Kreise zu erwerben, und das wird ihm seine schwierige Aufgabe wenigstens einigermaßen erleichtern. Das persönliche Vertrauen Kaiser Wilhelms, den er als Vertreter des Auswärtigen Amtes wiederholt auf dessen sommerlichen Nordlandreisen begleitet hat, besitzt Graf Wolff-Metternich ebenfalls. Es steht zu hoffen, daß er auf seinem neuen Posten, der durch die politische Konstellation einer der wichtigsten und schwersten ist, die das Deutsche Reich zu vergeben hat, ersprießliches leisten und erreichen wird. Paul Anton Marie Hubert Graf Wolff-Metternich zur Gracht stammt aus einer katholischen, am Rhein, in Westfalen, in Hessen-Nassau und in den Niederlanden ansässigen Familie von ursprünglich hessischem Uradel. Den Reichsgrafenstand erhielt diese im Jahre 1731, und die Anerkennung des Grafenstandes erfolgte in Preußen im Jahre 1827. Graf Paul ist am 5. Dezember 1853 geboren, ist jetzt also 48 Jahre und steht sonach im besten Mannesalter. Er trat erst mit 29 Jahren in den diplomatischen Dienst und wurde zunächst Attaché bei der deutschen Botschaft in Wien. Nach drei Jahren kam er nach London, von dort ging er 1896 als deutscher Generalkonsul nach Kairo. Nach anderthalb Jahren wurde er preussischer Gesandter bei den großherzoglich-mecklenburgischen Höfen und den Hansestädten.

**Meraner Volkschauspiele.** Meran gehört schon seit langer Zeit zu den beliebtesten und bestbesuchten klimatischen Kurorten Tirols. Einwohnererschaft und Behörden sind aber auch eifrig bemüht, die Stadt weiter zu heben. Um den Fremden, die in den Bergen nicht Heilung suchen, sondern nur zum Vergnügen oder zur Erholung reisen, etwas Besonderes zu bieten, sind beispielsweise neuerdings Volkschauspiele dort eingerichtet worden. Wie in Oberammergau werden die Darsteller der eingefessenen Bevölkerung entnommen, aber das Stück, das gespielt wird, ist weltlich: es ist die von dem Dichter Karl Wolf zu einem Drama gestaltete Geschichte des Tiroler Nationalhelden Andreas Hofer.

### → Gemeinnütziges. ←

**Verwendung von Hasenpforten.** Es giebt nichts Besseres, um die Zimmerpflanzen von dem ihnen so nachteiligen Staub zu säubern, als die Hasenpforte, die alles mit fortnimmt und dabei gar nichts beschädigt. Man probiere es!

### Angenehme Aussicht.

Onkel: „Ah, der Herr Neffe! — Du kommst auch nur immer, um mich anzupumpen!“  
Neffe: „Verzeih, Onkel, ich werde von nun an öfter kommen.“

### Verischnappt.

A. (ironisch): „Dein neues Stück soll ja ordentlich ausgepiffen worden sein — besonders der letzte Akt.“  
Dichter: „Das ist eine Lüge — im letzten Akt war ja niemand mehr da!“

### Für alle Fälle.

„Ihr neues Theater ist ja pompös — diese viererlei Beleuchtung macht aber einen störenden Eindruck.“  
„S geht halt net anders: 's Gas ha'm mer, wenn's Elektrische versagt, — 's Petroleum, wenn's Gas nich brennt — und d' Kerzen, wenn's Petroleum häpert!“

### Immer zerstreut.

Professorin: „Nimm hier den Schirm mit; im Süden zieht ein Gewitter auf!“  
Professor: „Dann gib mir nur gleich noch einen — im Osten zieht auch ein's auf!“

### ↳ Lustiges. ↳

#### In der Ausstellung.



„Kuck mal, Mutter, wat die Fijur vor'n hübschen Kopp hat!“  
„Ach wat, ich habe ooch en Kopp, nach den hast Du zu kiefen!“

### Silb'reich und gut.

Chef: „Vorüber grüßeln Sie denn?“  
Kommiss: „Ich will eine Steuerreklamation einreichen und weiß nicht recht, womit ich die begründen soll!“  
Chef (nachdenklich): „Wissen Sie, Meyer, ich werd' Ihnen etwas am Gehalt abziehen!“

### Praktisch.

Nachbarin: „Na, hat Ihnen Ihr Schwager, der Bäckermeister, noch immer keine Photographie von seinem kleinen Jungen geschickt?“  
Hausfrau: „Nein; aber er hat uns sein getreues Ebenbild von Kuchenteig gebaden, und das haben wir Weihnachten zum Kaffee gegeben.“

### Uha.

Kunde: „Draußen steht ja V. Geschäft, wo sind denn die anderen vier?“  
Kaufmann: „Ja, mit denen bin ich bereits pleite gegangen!“

### Kindlich.

Hänschen (vor der Schillerbüste): „Nicht wahr, Papa, Schiller war nicht immer aus Gips?“

### ↳ Nachtsich. ↳

#### 1. Räffelsprung.

en	schwe	in	ger	du	freie	du	ih
fanf	la	tes	ti	kind	re	liegt	be
um	gel	den	da	zu	schlaf	ben	lie
nen	tem	ge	got	fit	bes	aus	mer
sind	dich	oei	schlum	ber	kun	find	ge
ruh	mer	von	che	ab	ge	höf	schlaf
und	dir	cheln	stül	angst	du	von	bes
schlumm	wel	wa	dir	zu	noch	kind	hält
zur	fä	re	und	und	noch	lie	frei

#### 2. Silbenvärfel.

chen dan der go heim li mark mer ne ral rich se si tel ten wald

Obige 16 Silben sind die Mittel- und Endsilben von acht dreißilbigen Worten, deren zu suchende Anfangsilben ein Sprichwort bilden. Die Worte bezeichnen: 1. eine Stadt in Bayern, 2. einen König der Vandalen, 3. eine Stadt in Braunschweig, 4. einen Schriftsteller, 5. einen Teil der Provinz Brandenburg, 6. eine Charge beim Militär, 7. einen spanischen Tanz, 8. einen König der Vandalen.

#### 3. Räffel.

Ein altes Lied hat mich besungen,  
Das tief vom Trennungsweh durchdrungen;  
Wenn meine Silben anders ständen,  
Vermöchte Wärme ich zu spenden.

#### Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Die Weisen formen sich selbst.
2. Regie, Uffnan, Kobalt, Dregon, Amaler, Amanda, Tizian, Apolda, Fleiß, Helenc. Es kommt alles an den Tag.
3. Traumbild.